



DIE SCHÖNE KUNST DER KOPFHÄNGEREI

Man kann sich nicht aussuchen, wie man tickt. Aber man kann sich entscheiden, im Einklang mit seiner Veranlagung zu leben, meint der Philosoph und Literaturwissenschaftler Ulrich Horstmann

Herr Horstmann, Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren mit dem Thema Melancholie und schrieben 1987 einen Essay für den Spiegel zum Thema „Rückzugsgefecht für die Melancholie“. Darin ging es unter anderem darum, dass die Melancholie in unserer Gesellschaft keine Chance hat. Hat sich dies bezüglich etwas verändert?

Melancholie ist nie mehrheitsfähig gewesen und wird es nie sein. Es gab Zeiten, die ihr gegenüber relativ gastfreundlich waren wie die Romantik oder der Beginn der Neuzeit. Der verdanken wir Ikonen wie Dürers Kupferstich *Melencolia I*, den *Hamlet* oder Robert Burtons *Anatomie der Melancholie*. Die Gegenwart bringt diese Toleranz nicht auf. Wie so viele andere Epochen hat sie eine Mission: Fortschritt und Vernetzung. Sie verehrt Computer und Smartphone als Heiligen Gral, einen plattgestampften viereckigen Kelch, der um Himmels willen an niemandem vorbeigehen soll und auf offener Straße endlos befragt und betastet wird. Wo sich das Heil so schamlos breitmacht, hat die Schwermut nichts verloren.

Wann eigentlich werden wir melancholisch? Sind es überzogene Ansprüche an das Leben, die nur schwer in Erfüllung gehen können?

Um hier Klarheit zu gewinnen, begibt man sich am besten an die Rückzugsorte und in die Widerstandsnester der schönen Kunst der Kopfhängerei. Wo also kann man Melancholie sehen, hören, riechen, schmecken? Ich war im vergangenen Jahr in der irischen Hafenstadt Cobh, wo die Titanic 1912 ihre letzten Passagiere an Bord nahm. Die Abfertigungshalle steht noch. Wer sie betritt, reagiert mit allen Sinnen – und weiß augenblicklich Bescheid. Oder man klicke im Internet *urbex*, *urban exploration* an, und Bildergalerien sogenannter Ruinenkultur, verwaister Liegenschaften mitten im quirligen Großstadtbetrieb erscheinen. Auch die Literatur ist auskunftsfreudig. Nach Günter Grass' *Tagebuch einer Schnecke* riecht man die Melancholie in Rübenmieten und Waschküchen. Die Schwermut lässt keinen unserer Sinne aus. Musik sperrt mit Fado und

Blues die Ohren auf; und was ist der Nachgeschmack einer verzehrten Delikatesse anders als melancholisch, wenn man den Löffel abgeben muss? All diese Eindrücke und Erfahrungen haben eins gemeinsam: das Erlebnis der Ohnmacht, des Nicht-festhalten-Könnens, der Flüchtigkeit, das quersteht zum grassierenden Machbarkeitswahn. Melancholie lediglich als Kater der Überanstrengten zu begreifen grenzt an Karikatur. Die beim Wort genommene abgrundtiefe Ent-Täuschung trifft es schon eher, weil Desillusionierung doch etwas Positives und Begrüßenswertes ist.

Wir sind umzingelt von Aufforderungen zum Glücklichen, trübe Gedanken und Niedergeschlagenheit dürfen nicht sein. Woher kommt die Aversion?

Gestatten Sie mir eine drastische Formulierung. Unsere Gattung besteht aus Götzendienern des Mehr. Wir wollen immer mehr von uns – im doppelten Sinn inzwischen explosionsartiger Vermehrung und einer erbarmungslosen Hochleistungs-ideologie –, wir wollen immer mehr von der Welt für uns. Glück verstehen wir als Erfüllung. Die Evolution hat uns so programmiert, mit dem Erfolg, dass schon die eiszeitlichen Sammler und Jäger die Kontinente jenseits von Afrika eroberten und dort das Großwild ausgerottet haben. Man wollte eben schon damals mehr Schlaraffenland für mehr Stammesgenossen. Und wer dem Häuptling und seinem Schamanen mit einem wehmütigen Kopfschütteln bedeutete, dass diese Strategie auf Dauer nicht aufgehen kann, für den war an den Fleischtöpfen eben kein Platz. Folglich landeten die Kritiker der Völlei und des unbegrenzten wirtschaftlichen Wachstums bis heute am Katzentisch.

Worin besteht der Unterschied zwischen Depression und Melancholie? Gibt es einen fließenden Übergang?

Seit mehr als zwei Jahrtausenden wird die Melancholie angegriffen und diffamiert: Von der Theologie sieht sie sich unter der Bezeichnung *acedia* als Todsünde gebrandmarkt, von der aufklärerischen Philosophie der Leugnung jeglicher Vervoll-

Wenn Sie den Blues haben, hören Sie Blues. Dann muffeln Sie nicht mehr vor sich hin, Sie perlen wie die Melodie



kommungsfähigkeit des Menschen angeklagt und von der Psychologie als therapiebedürftige seelische Erkrankung diagnostiziert. Aber auch der Alltagsverstand lässt sich nicht lumpen und liefert am laufenden Band abkanzelnde Synonyme und irreführende Gleichsetzungen.

Zum Beispiel?

Lassen Sie mich auf die oben erwähnte existenzielle Ent-Täuschung zurückkommen. Diese melancholische Klarsicht, die ohne die rosarote Brille eines angeblich gesunden Optimismus auszukommen sucht, wird als Trübsinn an den Pranger gestellt. Dort soll das Opfer auch noch das faule Obst weiterer verbaler Anwürfe wie Miesepeter und Spielverderber treffen. Doch wer den Angefeindeten begegnet, wird feststellen, dass es sich hier um das Gegenteil freudloser Existenzen handelt, weil sie mit den wesensverwandten Pessimisten einen schwarzen Humor teilen. Wie Paul Watzlawick, der eine schlitzohrige *Anleitung zum Unglücklichsein* verfasst hat. Oder der Schriftsteller Kurt Vonnegut, der die Auslöschung Dresdens als amerikanischer Kriegsgefangener überlebte und den Roman nach seinem Lebensretter benannte: *Schlachthof 5*. Und wer die DVD des Films *Nostalghia* von Andrei Tarkowski in die Hände bekommt, kann sich mit eigenen Augen davon überzeugen, wie kunstvolle Schwarzmalerei etwas ganz anderes in uns auslöst als Niedergeschlagenheit.

Das ist tatsächlich anders bedrückend, fast positiv düster!

Allerdings. Also, was die so populäre Gleichsetzung von melancholischen Anwandlungen mit depressiven Schüben angeht, so macht das schon deshalb keinen Sinn, weil noch kein Depressiver jemals in die akute Depression zurückwollte und diesen Gemütszustand als Entronnener meidet wie die Pest. Während der Schwermütige gar nicht genug bekommen kann von der „Gravitation nach dem Unglück“, wie es der österreichische Dichter Nikolaus Lenau nannte. Gewiss, dem Unglückseligen ist der feste Boden des Ur- und Weltvertrauens unter den Füßen weggezogen worden. Er bricht ein, wie auch der

Depressive einbricht, aber er stürzt nicht in die Verzweiflung. Der Melancholiker verdumpft nicht. Er bleibt in seiner Verlorenheit bei Sinnen, mehr noch, alle Sinne sind auf Empfang, sein Sensorium gewinnt ungebremst an Feingefühl. Vielleicht hat auch ihm der Sturz aus allen Wolken, aus den Tröstlichkeiten der Routinen, dem Halt der Netzwerke zunächst Angst gemacht, aber dann entdeckt er die Wonnen des freien Falls.

Was meinen Sie damit?

Die Weitsicht, das Panorama ist ungeheuer, und man kann – der Schwerkraft bedingungslos ausgeliefert – paradoxerweise schwerelose Figuren fliegen, die sich auf dem Boden der Tatsachen von selbst verbieten. Den Fallschirm ziehen? Hat der sich nicht schon längst selbständig gemacht? Wenn es ein Credo der Melancholie gibt, dann ist es in vier Wörtern, in dem schlichten Satz zusammenzufassen: Es ist kein Heil. Der Depressive starrt auf den Scherbenhaufen in sich, vor sich, und die Gewissheit des Aufschlags hat ihn in ihrer Zwangsjacke. Sein Gegenspieler rauscht schwer mutig am Heulen und Zähneklappern vorbei. Aber auch durch die Einsicht in die Heillosigkeit und den Verzicht darauf, sich selbst zu belügen, wird niemand wieder ganz.

Melancholie gilt als idealer Nährboden für künstlerisches Schaffen. Warum das?

Gesetzt den Fall, Sie haben den Blues, will sagen, Sie bemerken eine Attacke von Wehmut, von Melancholia light. Die eleganteste Reaktion darauf ist: Sie spielen einen Blues oder – wenn Sie so wie ich auf dem Saxophon zwei linke Hände haben – lassen sich von einem Virtuosen den Blues vorspielen. Wenn Sie Arnett Cobb, Eddie „Cleanhead“ Vinson oder Bull Moose Jackson gehört haben, muffeln Sie nicht mehr vor sich hin, Sie perlen wie die Melodie. Diese Musiker waren raffiniert genug, das, was sie hinterrücks überfallen hat, zu veredeln. Nicht viel anders machen es die Philosophen und Künstler mit der Heavy-Duty-Variante der Schwermut. Die Unglückseligen – man muss auch dieser so treffenden Bezeichnung hinterher-

lauschen – schenken sich nämlich reinen Wein ein über den desolaten Zustand der Welt. Innen wie außen, statt sich Illusionen hinzugeben oder Scheuklappen zu verpassen. Und es ist diese schmerzhaft, weil dünnhäutige Ehrlichkeit, der wir uns kaum entziehen können, wenn wir mit dem italienischen Maler Giorgio de Chirico und seinem amerikanischen Pendant Edward Hopper die Verlorenheit erkunden oder mit Marcel Proust im Medium des Als-ob zurückholen, was verblasst und untergegangen ist, was der erbarmungslose Lauf der Zeit weg-gewischt hat.

Was kann Menschen trotz aller Schwermut gelassen machen?
Einspruch! Gelassenheit gibt es für mich nicht *trotz* aller Schwermut, sondern nur *mit* ihr. Weil sie im Festhalten und Zurückholen des Unwiederbringlichen das Loslassen lehrt und im Loslassen das Festhalten und Nachsehen, im doppelten Sinn des Wortes. Diese Paradoxien sind, wie zum Beispiel Oscar Wilde mit Aphorismen wie „Die Grundlage des Optimismus ist die nackte Angst“ aufzeigte, keine Denkblockaden, sondern das genaue Gegenteil. Nur bei der Sinnlichkeit der Melancholie schlage ich mich ganz auf Ihre Seite: Niemand ist sensibler, verzauberter, offener gegenüber den uns begegnenden Reizen und diesen schonungslos ausgeliefert als der „stille Brüter“.

Haben Sie einen Lieblingsmelancholiker?

Die sind in meinem Melancholie-Lesebuch *Die Untröstlichen* versammelt und mir alle gleich lieb. Einstimmig bestätigen sie den Befund: Melancholie ist keine Option in dem Sinne, dass sie sich antesten, ausprobieren und nach Gutdünken ein- und ausschalten ließe. Die antike Temperamentenlehre mag medizinisch und psychologisch längst zum alten Eisen gehören, in einem aber hat sie recht: Das melancholische Naturell ist angeboren, ganz wie andere Charakterzüge auch. Man kann sich nicht aussuchen, wie man gestrickt ist, und die einzige Wahlmöglichkeit, die man hat, ist die Entscheidung, ob man im Einklang mit seinen Anlagen leben will oder dagegen ankämpft. Wo man hinsieht, geben sich die Tatendurstigen und Weltverbesserer das Mikrofon in die Hand. Die Melancholie aber braucht keine Lautsprecher und Verstärker. „Ich kann dir was flüstern!“, lautet ihre Devise.

PHC

INTERVIEW: BIRGIT WEIDT

Ulrich Horstmann (Jahrgang 1949) setzte sich Anfang der 1980er Jahre mit der Streitschrift *Das Untier* in die friedensbewegten Nessel und hat seither nicht nur literarisch an einer Außenseiterposition Gefallen gefunden, die Nichtmelancholikern als verlorener Posten vorkommt.

Veröffentlichungen u. a.: *Die Untröstlichen. Ein Melancholie-Lesebuch*. Lambert Schneider, Darmstadt 2011. – *Der lange Schatten der Melancholie. Versuch über ein angeschwärztes Gefühl*. Shoebox House, Hamburg 2012

Wer seine Gefühle kennt, lebt besser



E Book

„Die Untröstlichen“ ist ein Lesebuch, das die Melancholie als eine der wichtigsten menschlichen Eigenschaften darstellt. Es enthält Texte von Udo Baer und Gabriele Frick-Baer, die die Melancholie als eine Art „Schatten“ des Menschen beschreiben, der nicht beseitigt, sondern akzeptiert werden muss. Die Autoren argumentieren, dass die Melancholie eine Quelle der Kreativität und der Tiefe des Denkens ist. Sie warnen vor der Gefahr, die Melancholie zu ignorieren oder sie zu bekämpfen, was zu einer Verflachung des Lebens führen kann. Stattdessen empfehlen sie, die Melancholie zu akzeptieren und sie in die eigene Identität zu integrieren. Das Buch ist eine Einladung, sich mit den eigenen Gefühlen auseinanderzusetzen und die Melancholie als einen Teil des menschlichen Erbes anzuerkennen.



Leseprobe auf www.beltz.de

BELTZ